

(oder umgekehrt) glücklichst zu verweben versteht. Allerdings ist es beileibe kein Baedeker!

Das Buch ist reich und instruktiv illustriert, nur die Reproduktion von Miniaturen läßt zu wünschen übrig. Mehrere ganzseitige Bilder entbehren der Legende, die dem orientalistisch nicht vorgebildeten Leser sicherlich nicht unwillkommen wäre. Persische und persisch-indische Miniaturen werden nicht auseinandergehalten. Auf S. 143 erwähnt Monteil zwei Typen von Moscheen, die auf die sasanidische Baukunst zurückgehen; dazu kommt noch eine dritte Art, die „arabische“: es wäre entschieden von Vorteil, dies dem Leser auch bildlich zu vergegenwärtigen. Wundervoll ist die Aufnahme des kleinen Schulmädchens vor der Tafel (S. 16).

Ein überaus instruktives und dabei geistreich amüsantes Büchlein, ein Reiseführer der intelligenten Welt durch Iran und dessen großartige Kultur.

Südasiien

Burrow, T.: The Sanskrit Language. London: Faber & Faber [1955]. VII, 426 S. 8°. 55 s. — Bespr. von Hermann Berger, München.

In dem in der Reihe „The great languages“ erschienenen Buch geht es Burrow darum, einen über den engeren Bereich der Fachleute reichenden Leserkreis mit dem Sanskrit und den damit verknüpften sprachgeschichtlichen Problemen vertraut zu machen. Aus diesem populären Anliegen sind einige Eigentümlichkeiten zu erklären, an die man sich erst gewöhnen muß, vor allem der konsequente Verzicht auf alle Literaturangaben und eine ausführlichere Begründung eigener neuer Theorien. Die einseitige Herausarbeitung der indogermanistischen Seite der Indologie ist, wie auch im Vorwort (p. V) angedeutet wird, der Berücksichtigung spezifisch englischer Bedürfnisse zu danken, denn anderweitig besteht wohl schon aus wissenschaftsgeschichtlichen Gründen kaum die Gefahr einer Unterbewertung der vorindischen Problematik, während über der Erforschung der Prähistorie nur allzu oft die innerindischen Gesichtspunkte vernachlässigt werden. Aber wenn der Stoff auch altbekannt und schon viele Male durchgeackert ist, so hat es B. doch verstanden, seine Darstellung mit zahlreichen neuen Einfällen zu würzen und ihr eine ausgeprägte persönliche Note zu verleihen.

Die einleitenden Kapitel über die Vorgeschichte und Geschichte des Skt. lassen keinen wichtigen Punkt außer acht und zeugen von dem weiten historischen Blick des Verfassers, aber im Gegensatz zu der ausführlichen Erörterung der indo-iranischen Periode (p. 18—34) scheint die innerindische Entwicklung des Skt. doch etwas zu kurz gekommen zu sein. Zwar werden alle Veränderungen der vedischen Sprache zur klassischen getreulich vermerkt, aber man vermißt eine angemessene Würdigung der äußerst komplexen Pro-

blematik der späteren Sprache, die, weit davon entfernt, nur ein etwas verarmtes Vedisch darzustellen, durch das Mit- und Gegeneinanderwirken der verschiedensten kulturhistorischen und soziologischen Triebkräfte zu einem der seltsamsten Gebilde der allgemeinen Sprachgeschichte geworden ist. Vor allem der Einfluß des Mi. läßt sich nicht durch die Aufzählung von ein paar Vokabeln in mi. Lautgestalt (p. 56) erschöpfend aufzeigen. Er war zu allen Zeiten in der Semasiologie, der Syntax und der Wortbildung übermächtig und ist indirekt auch schuld an Entwicklungen, die nicht eigentlich prakritisch sind, wie z. B. der unmäßige Gebrauch von Komposita, den B. zwar mit Recht als „purely literary development“ bezeichnet (p. 55), der aber letztlich sicher darauf beruht, daß die syntaktische Einfachheit der gesprochenen Umgangssprache auch im Gebrauch des Sanskrit den Sinn für differenziertere Kategorien verkümmern ließ und das weiterhin bestehende Bedürfnis sie auszudrücken nur mehr in der Wortbildung ausbaufähige Ansätze vorfand. Lediglich die rein materielle, in dem künstlich beibehaltenen archaischen Lautgewand bestehende äußere Ähnlichkeit täuscht uns über die innere Entwicklung hinweg und läßt uns nur die „Prakritismen“ erkennen, bei denen die Sanskritisierung mißglückt ist oder versehentlich überhaupt unterlassen wurde. Aber auch die Phonetik wird schwerlich die Festigkeit gehabt haben, die B. ihr zuschreibt (p. 36). Da man den Buchstaben nicht ansieht, welche Laute sie bezeichnen und die überkommene Aussprache kaum viel älter sein kann als die Prāṭiśākhya, in denen sie gelehrt wird, muß man nur die Zahl der Phoneme als alt ansehen; ihre Realisation ist erst frühmittelindisch. Daß die Monophthongisierung von ar. *ai* und *au* erst in nachvedischer Zeit und nicht, wie B. meint, schon unmittelbar nach dem Eindringen in Indien stattfand (p. 33), zeigt deutlich der äußere Sandhi; aber auch andere indo-arische Veränderungen (**nīṣṭā* > *nīṣṭa*, **vākṣ* > *vāk* usw., p. 33) können erst viel später in den Vedatext hineingetragen worden sein.

In der Lautlehre zeigt sich B. als überzeugter Anhänger der Laryngaltheorie, allerdings in stark vereinfachter, individuell abgewandelter Fassung. Die nun schon klassische Dreiheit $\mathfrak{z}_1, \mathfrak{z}_2, \mathfrak{z}_3$ ersetzt B. durch ein einziges *H*, weil dies für indische Zwecke genüge (p. 88); das wird aber nur dadurch ermöglicht, daß B. die Aspirierung von vorangehendem Verschlusslaut nicht wie sonst üblich auf \mathfrak{z}_2 beschränkt, sondern auf \mathfrak{z}_1 ausdehnt und auch noch in anderen Sprachen als dem Indo-iran. wirksam sein läßt. Da es für beides keine sicheren Beispiele gibt¹, mag dies Verfahren zwar der Klar-

¹) Burrows Verbindung vom gr. παρθένος mit πόρτις, πόρταξ „Färse“ und ai. *pr̥thuka* „junges Tier“ (p. 70) ist ganz unsicher, auch ist die Gegenwart von \mathfrak{z} nicht erweisbar; bei πλάθανον (B. versehentlich πλάθανος) „flat board for making cakes“ ~ ai. *pr̥thū*, gr. πλατύς scheint B. in der Bedeutung nachgeholfen zu haben, denn bei Liddell-Scott steht nichts von „flat“.

heit der Darstellung, aber schwerlich dem Ansehen einer immer noch umstrittenen Theorie förderlich sein, und B. benimmt seiner geistvollen Herleitung von ai. *rātha* aus **rotā-o* zu lat. *rotā* < **rotā* (p. 71), die ja den herkömmlichen Bedingungen genügen würde, selbst unnötig viel von ihrer Wahrscheinlichkeit. Ausgesprochen mißglückt ist der Versuch, die Theorie von dem anaptyktischen *i* bei Schwund von *ǝ* (*sthitā* < **stǝtō*) durch die Annahme von Suffixvarianten zu ersetzen (p. 104ff.). Selbst ein Anhänger von Burrows Derivationstheorie (vgl. den nächsten Absatz) wird sich schwer davon überzeugen lassen, daß die allenthalben zu beobachtende Koppelung des *i*-Suffixes mit *ǝ*-haltigen Stämmen auf Zufall beruht.

Sehr viel Neues bietet der Teil über die Nominalstambildung, aber auch hier scheinen die Klarheit der Darstellung und die unverkennbar souveräne Bewältigung des vielgestaltigen Stoffes weitgehend durch eine ungebührliche Vereinfachung der historischen Problematik erkauft. Nach B. konnten fast alle idg. Laute als Suffixdienen (p. 117), alle mehrlautigen Suffixe sind nur durch Aneinanderreihung der einlautigen entstanden (p. 118), und alle diese Suffixe, die einfachen und die zusammengesetzten, bedeuteten ursprünglich dasselbe, ja, sie hatten eigentlich überhaupt keine Bedeutung¹ (ib.). Mit solchen Grundsätzen kann man freilich jedes Suffix glatt „erklären“ und im Bedarfsfalle auch neue dazuerfinden², aber was gewinnt man damit für die Kenntnis und das Verständnis sprachlicher Entwicklungen? Die Annahme, die Anfügung eines Nominalsuffixes sei ein durch keine semasiologische und grammatische Notwendigkeit bedingter Luxus, war für die Generation verzeihlich, die die morphologische Struktur der idg. Grundsprache noch ganz mit der der vedischen Kunstsprache gleichsetzte, in der ja die Neuprodukte einer übersteigerten, in sprachlicher Treibhausluft vollzogenen Derivationstätigkeit tatsächlich neben die überkommenen Bildungen statt an ihre Stelle gesetzt werden, bedeutet aber in unserer Zeit einen argen methodischen Rückschritt. Solange sich diese Gleichsetzung auf Bildungen mit Übereinstimmung in Wurzel und Bedeutung und verschiedenen Suffix in den Einzelsprachen beruht (gr. *ἔτος* neben ai. *parut*, ai. *dvīś* neben *dvēśas* bei B. p. 118), mag man sie noch hinnehmen, zumal sie, wenn auch nicht in der Theorie, so doch wenigstens in der Praxis weitgehend mit der herkömmlichen indogermanistischen Arbeitsweise überein-

stimmt; bedenklich wird es aber da, wo B. eine sekundäre semasiologische Spezialisierung eines Suffixes annimmt. So sollen z. B. die verschiedenen Präsensbildungen ursprünglich alle dasselbe bedeuten und erst später teilweise eine besondere Funktion erhalten („acquired“) haben (p. 301); aus der lautlichen Verschiedenheit der Personalendungen beim Verbum von den Personalpronomina soll hervorgehen, daß die Konjugation nicht durch Anwachsen von Pronomina, sondern durch Vereinigung verschiedener Nominalableitungen zu einem Paradigma entstanden (p. 316f.) ist¹; das *ǝ* in *-ā*, *-ī*, *-ū* war ursprünglich nur eines der vielen Adjektivformantien und ist erst später auf das Femininum festgelegt worden (p. 193), usw. Welcher geheimnisvolle Vorgang hier von einem prähistorischen Formenchaos zu späterer grammatischer Sinnerfüllung geführt haben soll, bleibt unerfindlich; lebende Sprachen zeigen jedenfalls, daß eine Opposition immer nur aus einer Opposition entstehen kann, und sei es auch über die wunderlichsten Umwege.

Es ist natürlich, daß die Auffassung von der völligen Vertauschbarkeit der Nominalsuffixe auch dazu verführt, innerhalb eines Paradigmas kurzerhand zwei verschiedene Stämme anzunehmen, die eine schlichte analogische Deutung ohne weiteres auf einen reduzieren kann. So läßt sich der gut beobachtete Wechsel von *dhānuś* im Nom.-Akk. sg. gegenüber *dhānvan* der obliquen Kasus im RV (p. 226) viel einleuchtender durch das Bestreben, den Wechsel von *r* und *ś* im äußeren Sandhi zur Umformung eines im System vereinzelt *r-n*-Paradigmas **dhānur*: *dhānvanah* zu benützen, als durch die Schaffung eines neuen Heteroklisietypus erklären. Ähnlich kann die genau umgekehrte Verteilung von *n*- und *s*-Stamm im Part. perf. akt., auf die sich B. dabei beruft, dadurch entstanden sein, daß man zu einem regulär aus **vidvāns* entstandenen sigmatischen Nom. sg. **vidvās* einen (in den nicht-partizipialen Stämmen noch erhaltenen) Vok. **vidvas*, weiterhin *vidūśah* usw. bildete und später nach den *mant/vant*-Stämmen, die die Umbildung auf den Vok. sg. beschränkt und im Nom. wieder *n* eingeführt hatten (Nom. sg. *hārivān* für **hārivās* < **hārivān(t)s*: Vok. sg. *hārivās*), analogisch einen neuen Nom. sg. *vidvān* und später auch noch ein aus beiden Stämmen kontaminierten Akk. sg. *vidvāmsam* bildete. Da der Schwund von *n* zwischen langem Vokal und *s* nach dem Ausweis von Akk. pl. fem. **tās* < ***tāns* neben Akk. pl. mask. **tons* bereits grundsprachlich ist² und der

¹) „In some ways they have no meaning“.

²) Z. B. *-avana*, durch das *lavāna* „Salz“ über **slavana* mit lat. *sal* verglichen werden soll (p. 151). Hier weist aber hindi *non* auf eine alte Dissimilation aus **navana*, die Dublette *nūn* ferner auf eine Nebenform **nuvuna*, die indirekt in santali *buluñ* (< **lubuñ*) vorzuliegen scheint und wegen pers. *namak*, haplol. < **nāmanak* und nordiran. **namadaka* (pašto *mālga*, minjani *namalya*, sariqoli *nimad*), vgl. Gauthiot MSL 20, 5), dissimil. < **namana* vielleicht fremdes **nomon*, **novon* mit kurzem *o* ersetzt hat.

¹) Eine Entstehung der Personalendungen aus anderen Elementen als den entsprechenden Pronomina ist schlechthin undenkbar. Die lautliche Differenzierung im Idg. kann die verschiedensten Ursachen haben, z. B. starke lautliche Veränderungen, falsche Abstraktion, Auseinanderfall eines früher in Genus, Numerus usw. komplizierteren Systems, und aus einer weit zurückreichenden, für uns längst nicht mehr faßbaren prähistorischen Periode stammen.

²) B. freilich erklärt die Nasallosigkeit von **tās* aus seiner ursprünglichen Identität mit dem Neutr. pl. auf *-ā*

Nom. gerade bei Partizipien der wichtigste Kasus ist, bedeutet es wohl keinen Mißbrauch dieser Erklärungsweise, wenn man auch im Griech. nicht nur den skt. *vidús-* entsprechenden s-Stamm $\epsilon\iota\delta\upsilon\alpha < *vidusjā$, sondern auch den obliquen Stamm $\epsilon\iota\delta\acute{o}\tau-$ einer Uminterpretation des mehrdeutigen Nom. sg. $\epsilon\iota\delta\acute{\omega}\varsigma$ zuschreibt, die sich von demselben Vorgang in $\phi\acute{\omega}\varsigma$, gen. $\phi\omega\rho\acute{\omicron}\varsigma \sim ai. bhās$, gen. $bhāsāḥ$ nur durch die Beibehaltung der alten Quantitätsdifferenzierung unterscheidet. — Es muß freilich zugegeben werden, daß diese unbekümmerte, rein auf das Materielle gerichtete Betrachtungsweise Burrows stellenweise Zusammenhänge aufdecken kann, die dem mit semasiologischen und chronologischen Skrupeln behafteten Forscher verborgen bleiben, weil er die jungindogermanischen Denkkategorien seiner Muttersprache unbewußt auf die Ursprache überträgt, ohne die naheliegende Möglichkeit zu erwägen, daß sich diese typologisch von allen historisch bezugten Einzelsprachen viel stärker unterscheiden haben kann als die Einzelsprachen sich untereinander. In ihrer gedachten, für uns noch nicht faßbaren archaischen inneren Sprachform mag Burrows Identifizierung des Suffixes der 3. pl. *-ont(i)* mit der gleichlautenden Partizipialendung (p. 317) oder die Deutung des Komparativsuffixes *-tara* als thematische Erweiterung von *tar-* Neutra (p. 149) tatsächlich eine reale Grundlage haben; der Beweis dafür müßte freilich noch mit ganz anderen Mitteln als dem der bloßen Identifizierung erbracht werden.

Bei der Behandlung des Verbums dehnt B. seine Zergliederung in Lautatome auch auf den Wortstamm aus. Aus einer Reihe von Fällen, in denen sich Wurzeln mit ähnlicher Bedeutung nur durch den Endkonsonanten unterscheiden (*rup — ruj*) oder eine dreikonsonantige neben einer zweikonsonantigen steht (*ci — cit*), zieht B. den erstaunlichen Schluß, daß alle dreikonsonantigen Wurzeln durch ein einlautes Suffix aus zweikonsonantigen erweitert worden seien (p. 293). Diese Annahme müßte man aus allgemeinen Erwägungen heraus auch dann für höchst bedenklich erklären, wenn reichlicheres und besseres Material als das von B. gebotene (p. 289—291) zur Verfügung stünde. Nirgendwo auf der Welt ist in einer Sprache die Zahl der bedeutungstragenden Phoneme in der Wurzel festgelegt, nur im Semitischen ist auf Grund phonetischer Sonderbedingungen¹ darin eine Normalisierung entwickelt worden, aber hier

(p. 235f.); vgl. aber ai. *mās* „Mond“, gen. *māsāḥ* neben gr. $\mu\epsilon\acute{\iota}\varsigma, \mu\eta\varsigma$, gen. $\mu\eta\nu\acute{\omicron}\varsigma$ aus einem alten Paradigma **mās* (< ***māns*), **mānos*.

¹) Die Fähigkeit zur Differenzierung der Vokale war durch die extrem laryngale Artikulationsbasis so verkümmert, daß sie nicht mehr in der Wurzelunterscheidung sondern nur noch in der gegen phonetische Aufhebungen weniger empfindlichen Derivation verwendet werden konnten. In einer Sprache, die keine Folge von mehr als zwei Konsonanten und keine Doppelkonsonanz im An- und Auslaut duldet, mußte aber die durch die Derivation bedingte Normierung der Vokalfüllung fast notwendig auch zu einer Normierung der Konsonanzanzahl führen.

müssen es drei Konsonanten sein, und schon eine rein gefühlsmäßige Schätzung sagt einem, daß dies auch in Sprachen mit ähnlichen Tendenzen die Norm sein müßte, da man anders schwer den Bedarf der Sprache an Lautzeichen für unableitbare Begriffe decken kann. Hier zeigt sich B. einem in der Sprachwissenschaft bereits traditionsreichen Irrtum verfallen, der die Möglichkeit, daß auch alle synchronisch unableitbaren Lautkörper einer Sprache letztlich auf ältere Ableitung oder Komposition zurückgehen, mit ihrer tatsächlichen Analysierbarkeit verwechselt.

Wertvoll für den Benutzer ist das abschließende Kapitel, das erstmalig in übersichtlicher Form die Ergebnisse der modernen indischen Lehnwortforschung zusammenstellt. Daß dabei das Dravidische, wo B. hauptsächlich die Ergebnisse eigener erfolgreicher Bemühungen anführt, den Hauptanteil stellt, beruht wahrscheinlich viel weniger auf den tatsächlichen historischen Gegebenheiten, als auf der bisherigen Vernachlässigung anderer nicht-arischer Sprachen, vor allem des Munda. Daß B. allein von den zehn Wörtern, die er als sichere Entlehnungen aus dem Austroasiatischen ins Sanskrit anführt (p. 378f.), selbst vier auch ins Dravidische entlehnt sein läßt (*marica*, *karpāsa*, *lāṅgala*, *saṣapa*), ist bezeichnend genug; weitere Forschung wird wohl noch vieles Andere aus Burrows vor allem durch seinen Umfang imponierenden Material als gemeinsame Entlehnung aus einer dritten Sprache (die nicht unbedingt das Alt-austroasiatische sein muß) bestimmen können und möglicherweise auch die scheinbar bereits vedischen Entlehnungen aus dem Dravidischen (p. 386) in anderem Lichte erscheinen lassen¹.

Daß Burrows Buch in vielen wesentlichen Punkten zum Widerspruch reizt, spricht nicht unbedingt dagegen, sondern kann auch als Anzeichen für seine wissenschaftliche Originalität gewertet werden. Daß seine eigenwilligen Theorien die uneingeschränkte Zustimmung der Fachgenossen finden, hat B. wohl selbst nicht erwartet, aber gleichwohl wird auch die vermutlich nicht geringe Anzahl derer, die in prinzipiellen methodischen Fragen unvereinbar anderer Ansicht sind, das flott geschriebene Buch als eine Quelle von interessanten Anregungen und Deutungsvorschlägen zu schätzen wissen.

Wackernagel, Jakob: *Altindische Grammatik*. Nachträge zu Band II, 1. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1957. III, 96 S. gr. 8°. DM 14.—. Bespr. von M. Mayrhofer, Würzburg.

Von den in rascher Folge erscheinenden Nachkriegsbänden der „Altindischen Grammatik“ liegt

¹) Skt. *mayūra*, tamil *mayiḷ*, *maññai* „Pfau“ z. B. sind wegen der Lexikographenvarianten *marūka*, *mayūkha* nicht von santali *marak'*, savara *māra*, mon *mra*k, bahnar *mra* und skt. *barhin* zu trennen; vgl. J. Bloch, BSL 25, 16f., Turner, Nepali-Dict. s. v. *mujur*.